

Demgegenüber wird der Missionsarzt sagen dürfen, er habe diese Einstellung nicht. Sicher sei die Bekehrung immer das letzte Ziel, das man sich am Ende jedes Hilfswerks wünsche, aber der Zusammenhang sei doch nicht so mechanisch. Es handle sich vielmehr darum, daß in der Hilfeleistung ein Same ins Innere gelegt werde, der sich nun von innen heraus entfalten könne.

Diese Aussage mag im ersten Augenblick unklar erscheinen; aber man muß sie nur richtig verstehen:

Die Werke ärztlicher Hilfe entspringen bei dem Christen und dem Missionar aus einer Eingebung der Liebe, der Caritas. Und zwar muß man den Begriff Caritas in seinem vollen christlichen Sinn verstehen, nicht nur als Beziehung zwischen dem Menschen und Gott und als Hilfe gegenüber dem notleidenden Nächsten, die ein Gegensatz zur bloßen Gerechtigkeit ist; ein Akt der christlichen Caritas „offenbart seine Tiefe nur dem, der in ihm seine wesentlich geschichtliche Bedeutung entdeckt“. Caritas ist Eingehen Gottes in die Geschichte, d. h. Hingabe an Seinen Geist im wirklichen konkreten Augenblick auch soweit er tatsächlich „Geschichte“ ist, unsere geschichtliche Stunde, diese Zeit der sozialen Umwälzungen und des Atheismus.

Das Kennzeichen dieser unserer Zeit ist die Auslieferung unsrer Existenz an die Technisierung des Lebens. Wir erwarten von Organisationen und deren technischer Fundierung die Sicherung und Erhöhung unseres Lebens. Und indem die technische Intelligenz, die dies zuwegebringt, die Herrschaft in Händen hält, scheint Gott überflüssig geworden, und dies ist eine der Ursachen des heutigen Atheismus.

Wichtig erscheint darum auch dem modernen Menschen vor allem das unmittelbar zu Verwirklichende, und in dieser Hinsicht drängt es ihn vom Einen zum Andern in „faustischem“ Drang. Er gelangt aber dabei nie zu einem Blick auf den *ganzen* Menschen. Dieser ist es, der ihm im Akt der christlichen Liebe offenbart werden kann. „In ihm enthüllt der Christ der Menschheit, die bereit ist, das Nichts anzubeten, und darauf verzichtet hat, einen Sinn des Ganzen zu suchen, das wahre Antlitz Gottes“. Die christliche Liebe, die Caritas, ist, weil sie Liebe ist, wesentlich persönlich. Sie besitzt eine subjektive Intensität, die sich mit rationellen Mitteln nicht völlig fassen läßt. Und da sie Verwirklichung der Liebe Christi in der Geschichte ist, so muß sie im Wandel der Geschichte auch immer wieder neue Formen annehmen. Denn für den Christen hat Geschichte nur den einen Sinn, daß die Christen sich mühen, immer neu dem Anruf Gottes an die Zeit zu antworten. Auch der technische Verstand der modernen Welt muß in diesem Sinne dem Anruf Gottes

antworten. Und hier liegt die Größe der ärztlichen Hilfe in den Missionen: sie ist in ihrem Bereich Einverleibung der Technik in die Ordnung der Liebe.

Der Unterschied der christlichen Liebestat zur Philanthropie besteht darin, daß der Christ sich auf Gott stützt um die Tat der Hingabe seiner selbst an den andern zu vollziehen. Und so gering sie in sich sein mag, so hat sie dadurch einen transzendenten Wert: sie bezeugt das Eindringen einer übergeschichtlichen Kraft in die Geschichte. Wenn nun die christliche Liebe die sozialen Hilfswerke durchdringt, so entkleidet sie sich der vielleicht zu gefühlsbetonten und unmittelbaren Formen, unter denen man sie zu finden gewohnt war, gewinnt aber dafür eine neue Wirklichkeit in der Struktur der modernen Welt. „Das Bild, das wir von der christlichen Liebestat haben müssen ist das einer transzendenten Aktivität die sich mittels eines vergänglichen Instrumentes vollzieht. Diese Notwendigkeit einer Technik im Herzen der christlichen Liebestat selber bringt uns offenbar in Gegensatz zu denen die glauben daß das Ende der Zeit einfach dadurch zustande kommen werde, daß sich alle Menschen durch bloße sittliche Besserung zu Christus bekehren. Die Vollendung des Ziels der Geschichte durch die individuelle Bekehrung aller Menschen ist ein nicht realisierbarer Traum, da stets kraft der Freiheit, mit der sie begabt sind, einige Individuen entgehen werden“.

Die christliche Liebe jedoch drängt dazu, der Welt, wie sie tatsächlich ist, zu Hilfe zu kommen. Sie ist bereit, dazu auch die Technik einzusetzen. Und gerade die ärztliche Technik ist nicht rein klinischer und dem Negativen (der Krankheit) zugewandter Art sondern sie hat auch eine positive Seite, die des Aufbaus eines vernünftigen Lebens. Der Missionsarzt kann durch seine Hilfe dem Heiden daher eine neue Welt eröffnen, in der geistliche Werte die erste Rolle spielen. Nicht um Macht zu gewinnen über die Seelen, setzt er sich ein; die Konversion bleibt immer ein freier Akt der aus der Tiefe eines von der Gnade berührten Herzens kommen muß. Aber das christliche Liebeswerk stellt den Heiden einem ihm bis dahin völlig unbekanntem Antlitz Gottes gegenüber, dem wahren Antlitz Gottes. Der Arzt aber wird den Leib und das Leben seiner Patienten ohne irgendwelche Hintergedanken pflegen da sie ja auch an sich schon hohe Werte sind. Sobald übrigens der Staat sich der leiblichen Fürsorge für seine Bürger annehmen will, wird der Missionar diese Form seiner Liebesbetätigung aufgeben, da sie nicht mehr nötig ist und wird andere finden, da die Möglichkeiten zu helfen uner-schöpflich sind.

Die soziale Frage

Gesellschaftsordnung und gesellschaftliche Klassen

Ein großer Teil der Anhänger sozialistischer Gedanken hat heute die Idee des Klassenkampfes aufgegeben. Dieser Wandel ist nicht die Folge einer autonomen Fortentwicklung des sozialistischen Gedankenguts und letzten Endes auch nicht das Ergebnis einer rein theoretischen „besseren Einsicht“, sondern sie ist die Folge

veränderter Verhältnisse, neuer Gegebenheiten auf die die früheren Formeln nicht mehr passen und in denen die Fronten nicht mehr laufen wie einst. Die Hindernisse, die der Neuordnung der abendländischen Welt entgegenstehen, sind nicht mehr die eines erstarrten und unbarmherzigen Bürgertums gegenüber dem entrechteten Proletariat, denn die bürgerliche Welt scheint durch den letzten Krieg endgültig zerschlagen zu sein. Bei ihrem Zerfall lösen sich auch die Bindungen die die christ-

lichen Kirchen scheinbar so eng mit dieser Welt verbunden hatten, und es zeigt sich, auch einer wachsenden Gruppe von Sozialisten durchaus erkennbar, daß das Christentum nicht mit der bürgerlichen Welt identisch und also auch nicht wesentlich ein Gegner der Arbeiterwelt ist. Im gegenwärtigen Augenblick der unabsehbaren Krise scheint sogar die Verwirklichung einer Gesellschaft ohne Klassen nicht unmöglich, und eine solche scheint dem Geist des Christentums am meisten zu entsprechen. Umso auffällender ist es, daß die katholische Soziallehre, so wie sie in den großen päpstlichen Enzykliken der letzten 50 Jahre zum Ausdruck kommt, offenbar den Bestand von gesellschaftlichen Klassen als selbstverständlich voraussetzt und in keiner Weise gegen ihr Bestehen als solches angeht.

Anläßlich der „Sozialen Woche“ in Namur im August 1946 hat Kanonikus Jacques Leclercq, Professor der Universität Löwen, diese Frage aufgeworfen: Gehen wir einer Gesellschaft ohne Klassen entgegen? Welche Anzeichen gibt es dafür? Und wenn es so ist, was bedeutet das Festhalten der Enzykliken am Begriff der sozialen Klasse? Der Vortrag, den er auf dieser Tagung hielt, ist in der französischen Monatsschrift für die Seelsorger der Arbeiterjugendbewegung, der „Masses Ouvrières“ veröffentlicht worden (Nr. 19, Januar 1947).

Prof. Leclercq will vor allen Dingen Tatsachen geben, die wirkliche Lage erfassen, nicht theoretisch fragen, ob eine Gesellschaft ohne Klassen möglich, und wenn ja, ob sie wünschenswert wäre. Die erste entscheidende Tatsache nun ist die Verarmung der ehemaligen besitzenden Klasse. Und zwar handelt es sich hier nicht einmal um die Folgen des letzten Krieges und die unermessliche Verelendung, wie sie den größten Teil der ehemals besitzenden Schicht in Ländern wie Deutschland, Österreich, Italien usw. betroffen hat, sondern um Verhältnisse, wie sie in dem kleinen Land Belgien bestehen, das sich verhältnismäßig schnell vom Krieg erholt hat und im allgemeinen in der großen Krisenentwicklung ganz Westeuropas seit dem ersten Weltkrieg immer etwas im Rückstand geblieben ist. Der Zustand, den Prof. Leclercq schildert, gleicht im ganzen dem Deutschlands vor dem letzten Krieg, zwischen den beiden Kriegen. Dieser Zustand war der aller westlichen Länder geworden, er prägte sich langsam immer klarer aus und erwies sich als fundamental. Er bedeutet das Ende einer ganz bestimmten Zivilisation.

Vor einem halben Jahrhundert bestand in Europa noch eine verhältnismäßig zahlreiche, wohlhabende herrschende Gesellschaftsschicht, die sich aus bestimmten Familien zusammensetzte, die nicht alle ausgesprochen reich waren, aber doch zum großen Teil von ihren Vätern her genug besaßen, um in der Hauptsache von ihren Renten leben zu können. Das berufliche Einkommen war nur noch eine Zugabe. Diese Schicht trug fast das gesamte öffentliche Leben und besetzte die öffentlichen Stellen, die infolgedessen auch durchweg nur sehr unzureichend besoldet zu werden brauchten; so war es bei den hohen Beamten, den Magistraten, dem Offiziersstand. Man mußte ein gewisses Vermögen haben, um diese Laufbahnen einschlagen zu können. Ein weiteres selbstverständliches Merkmal dieser Gesellschaftsschicht war, daß man Dienstboten hatte, und zwar reichlich genug.

Diese Schicht ist heute im ganzen in ganz Westeuropa ruiniert. Das ist nicht einmal immer offenkundig, son-

dern äußert sich in einem langsamen Wandel der gesamten Lebensverhältnisse. Natürlich gibt es auch heute noch reiche Leute, wo nicht der letzte Krieg die Zustände radikal verändert hat, aber sie sind vereinzelter, sie bilden keine Schicht und noch weniger eine seit Generationen zusammengewachsene Gesellschaft mehr. Wie anders die Verhältnisse geworden sind, zeigt sich bei den ehemals herrschenden Familien vor allem in der jungen Generation, wo es selbstverständlich ist, daß man nicht mehr, wie früher, vorwiegend von den Zuschüssen der Eltern lebt, sondern wo der Lebensunterhalt mehr oder weniger ausschließlich vom eigenen Verdienst abhängt, und wo zudem keine Dienstboten mehr vorhanden sind.

Den älteren Generationen erscheint es noch schrecklich, daß z. B. ein Rechtsanwalt erst nach zehn Jahren seines Berufs zu einer einigermaßen sorglosen Existenz sich durchringt, während früher die Mehrzahl der jungen Leute in dieser Laufbahn „von Haus aus“ sorglos leben und entsprechend früh heiraten konnten. Vor einem halben Jahrhundert war es auch in diesen Kreisen noch die Ausnahme, daß junge Mädchen sich einen Beruf suchten, während sie heute entweder von vornherein darauf angewiesen sind oder doch auf jeden Fall gerüstet sein wollen.

Die zweite entscheidende und tatsächlich noch viel wichtigere Erscheinung der gesellschaftlichen Umwälzung ist aber der Aufstieg der unteren Schichten. Er tritt am sichtbarsten in den materiellen Verhältnissen in Erscheinung. Wohnung, Einrichtung, Kleidung haben sich erstaunlich denen der „oberen Schichten“ angeglichen. Und im Gefolge der besseren Lebensverhältnisse hebt sich auch die Erziehung. Der beschränkte Arbeitstag der Arbeiter hat das Volkshochschulwesen zu reicher Entfaltung gebracht, die Abendschulen sind überlaufen und bezeugen den Drang der arbeitenden Schichten, sich zu bilden.

Gegenüber der Annäherung zwischen den oberen Schichten, vom Adel angefangen über das reiche und wohlhabende Bürgertum abwärts zu den „kleinen Leuten“ bleibt allerdings immer noch die Schicht der eigentlichen Arbeiter als eine abgesonderte Welt bestehen, zumal in den großen Industriestädten, wo sie ein großes homogenes Agglomerat mit eigenen Sitten und Gewohnheiten bilden. Die junge Generation der anderen Kreise aber führt rein materiell mehr oder weniger ein und dasselbe Leben, mit den gleichen kleinen Wohnungen ohne Dienstboten, mit dem gleichen Mobiliar, der gleichen Kleidung, den gleichen Vergnügungen. Der Übergang von der Arbeiterschicht zu dieser allgemeinen Bürgerschicht vollzieht sich meist nicht sofort, sondern in zwei Generationen. Ein Zeichen des Verschwindens einer herrschenden Klasse ist es auch, daß die unteren Schichten vor den oberen nicht mehr nur um ihrer Zugehörigkeit zu dieser Schicht willen Respekt haben. Eben-darum ist auch der Stand des Dienstboten diskreditiert.

Die höhere Bildung wird heute in Belgien zum größten Teil von Söhnen der bescheidenen Schichten, der kleinen Kaufleute, Bauern, Beamten, Lehrer und Subalternbeamten gesucht. Die oberen Schichten haben ihre Schätzung der Bildung nicht aufgegeben, aber sie können aus materiellen Gründen heute auch nur noch ihre begabten Kinder zur Universität schicken, und ihnen gegenüber sind die mittleren Schichten im Vorrücken begriffen. Söhne aus Arbeiterfamilien findet man immer noch sel-

ten auf der Universität, und zwar in allen westlichen Ländern und auch in Amerika, dieser Demokratie par excellence. Aber unter den Kindern der mittleren Schichten, die zum Studium kommen sind natürlich eine Anzahl, deren Großeltern noch einfache Arbeiter waren, so daß in zwanzig Jahren die führenden Männer zum größeren Teil doch aus den mittleren Schichten und der Arbeiterschaft stammen werden

Die Arbeiterschaft ihrerseits geht zwar nicht ohne weiteres in die allgemeine Bürgerschicht über, „verbürgerlicht“ sich aber innerhalb ihrer selbst durch die Entwicklung der modernen Fabrikarbeit von selbst. Die immer stärkere Technisierung der Arbeit läßt den Typ des ungelernten Arbeiters mehr und mehr verschwinden, und an seine Stelle treten der Techniker, der Mechaniker der Monteur, der Chauffeur usw. die eine bessere Bezahlung verlangen können auf Grund ihrer Schulung und deren Lebensstandard sich damit hebt.

Zugleich gibt es auch immer weniger Berufe, die für Angehörige der höheren Schichten „unstandesgemäß“ wären. Unbegabte Kinder aus guten Familien sind heute genötigt, sich ihr Brot zu verdienen, wie sie können; da es keine elterlichen Renten mehr für sie gibt, reihen sie sich mehr und mehr in bescheidene Stellungen ein. Und nach und nach ist es so weit gekommen, daß es nicht mehr als Vorzug, sondern als Schmach gilt, nicht zu arbeiten und von seinen Renten zu leben. Wenn diese ganze Entwicklung nun noch weiter fortschreitet – wird sie zu einer *Gesellschaft ohne Klassen* führen? Oder werden sich immer wieder neue „obere Klassen“ bilden?

Rußland hat das Experiment einer klassenlosen Gesellschaft durchführen wollen. Es hat zu diesem Zweck die gesamte frühere herrschende Klasse ausgerottet. Heute aber scheint es, als ob sich dort schon jetzt, nach 25 Jahren, eine neue privilegierte Schicht bilden wollte. Es hat sich eine Verschiedenheit zwischen der Lebenshaltung der leitenden Schicht und der des Volkes herausgebildet, und die Folge davon ist, daß die dieser leitenden Schicht angehörigen Menschen vorwiegend nur untereinander verkehren, wo sie den gleichen Lebensstil finden; sie erziehen ihre Kinder anders, und diese Kinder heiraten sich untereinander und schon ist das Merkmal einer gesellschaftlichen Schicht: die Familiengruppe entstanden. In der Natur der Familie liegt es daß sie die errungenen Vorzüge ihren Kindern erhalten will.

Diese Unumgänglichkeit der Schichtenbildung scheint daher, wie Prof. Léclercq meint, auch den päpstlichen Enzykliken zugrunde zu liegen. In Wahrheit kommt es nicht darauf an, die gesellschaftlichen Ungleichheiten abzuschaffen, sondern darauf, die verschiedenen Klassen zu einen die Ungerechtigkeiten auszumerzen und alle an den Fortschritten der gesamten Zivilisation teilnehmen zu lassen. Für den Christen besteht das Gesetz der Brüderlichkeit, aber dieses ist nicht gleichbedeutend mit einer Verpflichtung zu gewaltsamer Gleichmacherei! Das Bewußtsein der Brüderlichkeit drängt gewiß auch zu Gleichheit, zu Gemeinschaft, doch anderer Art. Wie Brüder sollen die Menschen keine ungerechten Ungleichheiten untereinander ertragen und selbst die berechtigten mildern. Denn als Brüder Kinder des gemeinsamen Vaters sind sie solidarisch. Auf dieser Auffassung beruht die christliche Soziallehre. Die Kirche hat sich immer dafür eingesetzt, daß Unterricht, Wohlstand, ärztliche Betreuung allen Klassen zugänglich sein müßten,

daß der Übergang aus der einen in die andere Klasse erleichtert werde und daß der Unterschied der Klassen keinen Unterschied in der Würde und den Rechten der menschlichen Person mit sich bringen dürfe.

Die Entchristlichung in der Lehrerschaft der Volksschulen in Frankreich

Wir haben in Heft 3, S. 125 ff der Herder-Korrespondenz die Positionen aufzuzeigen gesucht, die sich in dem Kampf um die Schule in Frankreich gegenüberstehen. Es besteht keineswegs eine einheitliche katholische Front für die „freie“, d. h. die konfessionelle Privatschule, und zwar darum, weil die staatliche Schule in Frankreich auf keinen Fall eine Bekenntnisschule sein kann, da in Frankreich Staat und Kirche seit der Französischen Revolution getrennt sind, andererseits aber die staatliche Schule naturgemäß ein wesentlicher Grundstein der inneren Einheit des Landes, der Bildung einer Gesamtkultur ist. Es bestehen daher Gruppen von Katholiken, zumal in der jüngeren Generation, die die Abschaffung der privaten katholischen Schule, die heute noch von einem Fünftel der Primarschüler und fast der Hälfte der höheren Schüler besucht wird, ohne Kummer ansehen würden; und das würde bei ihnen nicht bedeuten, daß ihnen die kulturelle Einheit ihres Landes wichtiger sei als ihr Glaube, als die Ehre Gottes, die jedem Gläubigen am meisten am Herzen liegen muß. Sie sind nur der Überzeugung, daß der christliche Glaube in Frankreich bei der Durchführung einer staatlichen Einheitsschule, sofern diese nur weltanschaulich wirklich neutral ist, eher gewinnen als verlieren könnte. Die in den christlichen Schulen aus dem Volksganzen herausgenommene junge Jugend und gläubige Lehrerschaft könnte dann von ihrem eigenen Milieu ihre Strahlungskraft bewahren – eine Auffassung, die jedenfalls ganz im Geiste der katholischen Aktion ist.

Die französische konfessionelle Privatschule ist natürlich etwas anderes als die deutsche offizielle Bekenntnisschule. Schon darum, weil ihr gegenüber eine nun wirklich nichtchristliche Staatsschule steht. Trotzdem sind die Verhältnisse in diesen beiden Schultypen und die der beiden Schultypen zu einander auch allgemein sehr aufschlußreich. Gewiß, die französische staatliche Schule, die laizistisch und neutral ist, hat ihren Charakter aus der Französischen Revolution mitgebracht, und sie hat ihn behalten, weil der Staat diese Tendenz immer gesützt hat. Aber wie kommt es, daß sich dieser Geist wirklich immer halten konnte? Das liegt vor allem an der Auswahl und Ausbildung der französischen Volksschullehrer, der „instituteurs laïcs“.

Von der Universität an bilden die staatlichen Volksschullehrer in Frankreich eine Welt für sich. In allem, was die pädagogische Technik, die allgemeinen Erziehungsrichtlinien, die französische Schulpolitik angeht, ist ihre Ausbildung erstrangig, und sie gewinnen daher mit Recht den Eindruck, Pioniere zu sein, neue Wege zu öffnen und die ganze Universität hinter sich herzuziehen. Nicht der Professor der liberalen Oberschule ist in Frankreich der „Mann des Fortschritts“, sondern der Lehrer der staatlichen Volksschule. Und auf dieser Schule bauen im gleichen – laizistischen – Geiste die Fortbildungsschulen, die Ecoles Normales, die modernen Technischen Schulen und Berufsschulen auf.